

Archiv

Sozialdemokratischer
Presse Dienst

SOZIALDEMOKRATISCHER PRESSEDIENST

- 9. AUG. 1963

TAGESPOLITIK · KOMMENTARE · AUSLANDSBERICHTE

P/XVIII/150 -

Bonn, den 9. August 1963

Wir veröffentlichen in dieser Ausgabe:

<u>Seite</u>		<u>Zeilen</u>
1	An die Entscheidungen vor morgen denken ----- Gesamtdeutscher Rat steht zur Verfügung	38
2	<u>"Ist es gelungen ..."</u> ----- Großartiger Erfolg beim Ausräumen der Nazirichter	22
2	<u>Dr. Becker spielt nicht mit</u> ----- Die "bedeutenden Rechtsfragen" des Bonner Landgerichtspräsidenten	17
3	AFRIKANISCHES TAGEBUCH (VI) Fortsetzung afrikanischer Zusammenarbeit ----- Bamako - Dakar wieder direkt Von Hans-Jürgen Wischniewski, MdB	32
4	<u>Berlinbesuch nach 30 Jahren</u> ----- Tagebuchnotizen von einer Berlinfahrt 1963 Friedel Gelricke, Oldenburg	196

Chefredakteur Günter Markscheffel

9. August 1963

An die Entscheidungen von morgen !

Gesamtdeutscher Rat steht zur Verfügung

sp - Das offizielle Bonn dürfte wissen, was in den nächsten Wochen aussenpolitisch auf uns zukommt. Was bis zur Stunde noch nicht bekannt sein sollte, wird die Bundesregierung spätestens am Samstag anlässlich des Besuches des amerikanischen Aussenministers Dean Rusk in Bonn und in der kommenden Woche gelegentlich des Aufenthaltes von Bundesausenminister Dr. Schröder in London erfahren.

Da bei der inneren Zerrissenheit der gegenwärtigen Regierungskoalition und in Erwartung des Kanzlerwechsels ("Der Bundeskanzler bestimmt die Richtlinien der Politik") zu befürchten ist, daß sich die Entschlußlosigkeit der jüngsten Zeit weiterhin manifestieren wird, sollten rechtzeitig Vorkehrungen getroffen werden, um möglichst bald ein Höchstmaß von Gemeinsamkeit in den entscheidenden Fragen der Nation zu finden.

Der stellvertretende SPD-Vorsitzende Herbert Wehner hatte im April dieses Jahres vorgeschlagen, einen Gesamtdeutschen Rat - zusammengesetzt aus Vertretungen der Parteien, der Landmannschaften, des Bundes der Vertriebenen, der Deutschen Jugend des Ostens und der Sowjetzonenflüchtlinge - zu bilden, dessen Aufgabe es sein sollte, zu einer Stätte der Begegnung und des permanenten Gesprächs sowie der gemeinsamen Willensbildung in allen nationalen Schicksalsfragen zu werden. Der Gedanke wurde damals von den angesprochenen Gruppen mit Freuden aufgegriffen. Der Gesamtdeutsche Rat hat bereits mehrere Male getagt und durch seine Stellungnahmen positiv auf die Beurteilung wichtiger Probleme eingewirkt.

Bei den Beratungen des Gesamtdeutschen Rates hat sich herausgestellt, daß keine der beteiligten Gruppen die zur Debatte stehenden Ereignisse im Lichte innenpolitischer Gegensätze, sondern mit dem Ziel erörterte, auch sogenannte HEISSE EISEN der deutschen Politik aus dem Feuer zu holen.

Der vom Bundestag im Juni 1963 einstimmig gebilligte "Jaksch-Bericht" zur Einleitung einer wirkungsvollen deutschen Ostpolitik wurde hierbei als gemeinsame Grundlage anerkannt.

Es läge nahe, wenn der Gesamtdeutsche Rat gerade jetzt eine Aktivierung erfahren würde. In ihm sind Gruppen der deutschen Politik vertreten, die nur indirekt über einige Abgeordnete Einfluß auf das Parlament nehmen können, deren Bedeutung jedoch nicht unterschätzt werden darf. Auch die Bundesregierung täte gut daran, sich zur Unterstützung ihrer eigenen und der öffentlichen Meinungsbildung der Mitarbeit des Gesamtdeutschen Rates zu vorgewissern. Wir werden alle aufgerufen sein, an der Neugestaltung der internationalen Politik positiv mitzuwirken und hierbei zu helfen, daß die deutsche Frage im Sinne unserer gemeinsamen Grundauffassungen ihrer Lösung näher gebracht wird.

ZEITGEBESCHENKEN:

"Ist es gelungen ..."

Großartiger Erfolg beim Ausräumen der Nazirichter

sp - Mehrere Zeitungen der Bundesrepublik veröffentlichen in ihren Freitagausgaben folgende Meldung:

"Düsseldorf (dmt). In Nordrhein-Westfalen ist es gelungen, alle 46 Richter, die durch ihre Tätigkeit im Dritten Reich belastet waren, dazu zu bewegen, sich vorzeitig pensionieren zu lassen. Dies teilte der nordrhein-westfälische Justizminister Dr. Strüter in Düsseldorf mit. Die sogenannte "Dunkelziffer", das heißt, die Zahl derjenigen Richter, die möglicherweise noch belastet sind und deren Tätigkeit womöglich erst durch einen Hinweis aus dem Ostblock bekannt werden könnte, sei nicht zu schätzen."

Das Interessante an dieser Meldung ist die Redewendung "ist es gelungen". Das bedeutet also, jenen Richtern, die unter Hitler Unrecht gesprochen haben, ist es gelungen, jahrelang die Gehälter des demokratischen Staates zu kassieren, und es ist ihnen auch gelungen, den Abprung in die Pensionierung zu finden. Wenn man das so liest, könnte der Eindruck entstehen, wir seien mächtig stolz darauf, dieses "Gelingen" herbeigeführt zu haben. Die Freude über die großartige Leistung könnte nur getrübt werden, wenn "Dunkelmänner" durch Hinweise aus dem Ostblock noch nachträglich in das helle Rampenlicht der Öffentlichkeit gerückt werden. Also warten wir,

wie vornehm sind wir doch !

+ + +

Dr. Becker spielt nicht mit

Die "bedeutenden Rechtsfragen" des Bonner Landgerichtspräsidenten

sp - "Bedeutende Rechtsfragen" habe der Bonner Landgerichtspräsident Dr. Heinrich Becker ins Spiel gebracht und Zweifel darüber geäußert, ob der Justizminister von Nordrhein-Westfalen überhaupt berechtigt sei, ein Disziplinarverfahren gegen Dr. Becker einzuleiten. Das Verfahren müsse daher zunächst zurückgestellt werden. Im Hintergrund dieser merkwürdigen Notiz, die uns aus Düsseldorf erreicht, steht die sattnam bekannte Leihwagenaffäre des ehemaligen Kanzlerreferenten K i l b, der inzwischen eine gut bezahlte Stellung außerhalb der Bundesrepublik bei einer internationalen Behörde "gefunden" hat. Im Prozeß gegen K i l b war das Verfahren auf eigenartige Weise dem unter dem Namen "Prominentenschreck" bekanntgewordenen Landgerichtsdirektor Dr. Quirin abgenommen und auf Veranlassung des Landgerichtspräsidenten Dr. Becker einem anderen Richter übertragen worden. Der Landtag von Nordrhein-Westfalen hatte einen Ausschuß zur Untersuchung dieses Vorganges gebildet, dessen Beratung zu der Einleitung des Disziplinarverfahrens gegen Dr. Becker führte. Jetzt spielt Dr. Becker nicht mit.

So einfach ist das bei uns !

+ + +

AFRIKANISCHES TAGEBUCH (VI)

Fortschritte afrikanischer Zusammenarbeit

Bamako - Dakar wieder direkt

Von Hans-Jürgen Wischniewski, MdB

Bamako, Anfang August 1963

Seit einigen Tagen kann man wieder mit der Eisenbahn von Bamako, der Hauptstadt der Republik Mali, nach Dakar, der Hauptstadt der Republik Senegal fahren. Der Zug verkehrt zweimal in der Woche; eine Fahrt dauert etwa 26 Stunden. Seit dem Auseinanderfallen der Föderation Mali im Jahre 1961 verkehrte der Zug nicht mehr durchgehend. Mali und Senegal, insbesondere aber die beiden Präsidenten Modibo Keita und Léopold Sedar Senghor, waren aufs tiefste verfeindet. Die Republik Mali, die keinen direkten Zugang zum Meer hat, war dadurch in eine überaus schwierige Situation geraten. 325 aus der Bundesrepublik bezogene Lastwagen übernahmen den Verkehr zwischen Bamako und Abidjan, der Hauptstadt der Elfenbeinküste, um so wieder einen Zugang zum Meer zu schaffen. Dieser Weg über afrikanische Pisten war natürlich länger, schwieriger und auch teurer.

Auf der Konferenz der afrikanischen Staatsoberhäupter in Addis Abeba trafen sich die beiden Staatspräsidenten Léopold Sedar Senghor und Modibo Keita seit dem Bruch im Jahre 1961 zum ersten Mal wieder. Die Feindschaft der beiden Länder und der beiden Präsidenten gesteuert durch die afrikanischen Einigungsbestrebungen, in Addis Abeba begann die Aussöhnung. Zur endgültigen Versöhnung trafen sich die beiden Präsidenten dann noch einmal an ihrer beiderseitigen Grenze. Es kam zum Abschluß verschiedener Regierungsabkommen.

Damit sind zwar noch nicht alle Probleme zwischen den beiden Ländern geregelt worden, aber der Zug zwischen Dakar und Bamako verkehrt jetzt wieder direkt. Mali wird in Dakar einen eigenen Freihafen erhalten. Auch das ist ein wesentlicher Erfolg der Konferenz von Addis Abeba. Die Lastwagen aus der Bundesrepublik haben inzwischen schon den Verkehr im Landesinneren von Mali übernommen.

Seit einigen Monaten gibt es auch sehr ernsthafte Bestrebungen um eine engere Zusammenarbeit zwischen Guinea, Mali, Senegal und Mauritien. Man will den Senegalfluß im Interesse der vier Länder gemeinsam nutzen.

Die afrikanische Zusammenarbeit macht Fortschritte.

+ + +

Berlinbesuch nach 30 Jahren

Tagebuchnotizen von einer Berlinfahrt 1963

Friedel Celrichs, Oldenburg

Vor fast 30 Jahren war ich das letzte Mal in Berlin. Nur dunkel erinnere ich mich daran. Nur fahre ich mit einigen anderen Frauen aus einer norddeutschen Kleinstadt, die für einige Tage ihre häusliche Umgebung verlassen haben, um Berlin zu besuchen, voll freudiger Erwartung in diese Stadt.

Der Bus bringt uns an den Grenzübergang Helmstedt-Marienborn. Die Ausweise werden verlangt. Unsere Gespräche verstummen. Beklemmende Stille. Wo sind wir denn? In Deutschland? Plötzlich wird es sehr deutlich: hier endet der freie Teil einer freien Welt, hier beginnt die Angst, die Verzweiflung.

Wir sehen zum Fenster hinaus: Stacheldraht, Wachtürme, ein paar Autos und Volkspolizisten. Unsere fröhliche Stimmung ist verflogen. Rechts und links der Autobahn dehnen sich die Wiesen, Felder und Waldungen. Der Verkehr ist gering, kaum ostzonale Wagen, fast nur westdeutsche, ausländische und Berliner Autos sind zu sehen. In der Ferne einige Fabrikanlagen, aber keine Menschen. Wie groß ist der Unterschied zu dem pulsierenden Leben im Westen! Bald nimmt uns Berlin auf.

Unseren ersten Stadtbummel machen wir über die Großbeerenstrasse, Stresemannstrasse, Wilhelmstrasse. Wenig Verkehr, Trümmergrundstücke ringsherum; sie geben den Blick frei auf die einstmaligen lichtlosen Hinterhöfe der hohen Mietshäuser. Auf dem Weg zurück wieder Trümmer und Ruinen. Plötzlich ist die Strasse zu Ende. Mauer und Stacheldraht stehen ohne Ankündigung und unerwartet vor uns. Abgeschnittenes Leben. Wir haben die Mauer schon auf vielen Bildern gesehen. Jetzt, da wir vor ihr stehen, erschüttert sie uns. Ihr Anblick wirkt wie ein Schock, wir hatten sie so unmittelbar nicht erwartet. Wir sehen hinüber und erblicken am Himmel die Leuchtschriften der freien Presse Berlins, die ihre Meldungen für die Bewohner Ostberlins durchgeben. Diese Verbindung besteht also noch.

Wir atmen auf, als wir den Kurfürstendamm erreichen, die "Kunstwerke" der Pflastermaler begutachten, uns von der Lichterfülle der Reklame überfluten lassen und bei "Kranzler" genießerisch unseren Kaffee trinken...

* * *

Viel Neues stürzt auf uns ein: die Akademie der Künste, die Kongreßhalle, kurz "Berliner Klappe" genannt, Schloß Charlottenburg, die Deutsche Oper, die alte Dorfschmiede im Böhmischen Viertel in Neukölln, eine Vielfalt von Eindrücken. Über den Stadtautobahnring geht es durch Alt-Moabit nach Plötzensee zum Strafgefängnis und der Hinrichtungsstätte für Männer und Frauen, die sich gegen Willkür und Brutalität zu Freiheit und Gerechtigkeit bekannt hatten. 1952 hatte der Senat der Stadt Berlin hier eine Gedenkstätte errichtet, ein Ehrenmal für die Millionen Opfer des Dritten Reiches.

Dann die Fahrt an der Mauer entlang, der Mauer mit Stacheldraht, einem Bauwerk des Hasses, der Angst, der Niedertracht. Wir sehen kaum Menschen auf der "anderen Seite". Die wenigen nennen keine Notiz von

uns, gehen eilig ihren Weg. Wir könnten sie anrufen und grüßen, so nahe sind sie uns, aber wir unterlassen es. Ganz still ist es im Bus geworden, keine laute Fröhlichkeit mehr wie vorher in den belebten Geschäftsstrassen. Welch ein Irrsinn, Menschen, die zueinander gehören, zu trennen. Siebzig Prozent aller Westberliner haben nächste Angehörige im Ostsektor der Stadt. Was heißt das, Väter und Mütter dürfen nicht mit ihren Kindern sprechen, Geschwister dürfen sich nicht sehen! Den Westberlinern ist das Betreten des Ostsektors streng verboten und Ostberliner dürfen nicht nach Westberlin. Als wir es nun selbst erleben, sind wir erschüttert. Vorher hatten wir darüber gelesen. Bilder gingen durch die Presse, Dokumente sollten uns diese Tragik veranschaulichen, doch richtig berührt davon wurden wir erst in dem Augenblick, als wir es selbst unmittelbar erlebten. Nun steht es groß und unfassbar vor uns!

Oberbaumbrücke. Denkmal des unbekanntem Flüchtlings. Ein junger Mensch suchte die Freiheit, er schwamm durch die Spree. Sein Ziel, das Westufer, erreichte er nicht, weil ihn die Kugeln eines Vopos traf. Wir legen einen Nelkenstrauß an dem Gedenkstein nieder. Nachdenklich blicken wir zum anderen Ufer ...

Auf der anderen Seite des Flusses ein großes Gebäude. Eine Fabrik? "Sieh, dort winkt jemand!" Aufgeregt werde ich angestossen. Ich sehe genauer hin. Tatsächlich. Wie ist es möglich? Was wagt der Unbekannte dort drüben? Er muß doch wissen, was ihm droht, wenn man ihn entdeckt. Ich nehme das Fernglas. Ein alter Mann steht im Fenster-schatten, hebt den rechten Arm und winkt. Dann wischt er sich über die Augen. Und wieder das zaghafte Winken. Erhielt er eine Antwort? Wen gilt dieser Gruß? Ich drehe mich um. Da sehe ich sie, die kleine Familie, zwei Erwachsene, zwei Kinder, sonntäglich gekleidet. Dem Mädchen, vielleicht zwölf Jahre alt, rinnen die Tränen herunter. Der Junge, siebenjährig, steht erstarrt und verwundert. Auch die Erwachsenen weinen. Immer wieder winken sie, erhalten stumme Antwort aus einer anderen Welt.

Ich wende mich ab, auch mir ist es heiß in die Augen gestiegen. Hier erlebe ich bis "unter die Haut", daß "siebzig Prozent aller Westberliner Angehörige im Osten der Stadt haben".

Was mögen die jungen Menschen denken, die grüben Wache stehen und uns mit ihren Ferngläsern beobachten?

Wir kehren nachdenklich in unsere Pension zurück. Was hatten wir vorher wirklich von Berlin, von seinen Menschen, von dieser Mauer gewußt? Schlagzeilen, die an der Oberfläche blieben, jetzt war das Herz getroffen.

* * *

Am nächsten Nachmittag treffe ich mich mit einer Jugendfreundin. Vierzehn Jahre sind seit unserem letzten Beisammensein vergangen. Seit Jahren ist die Verbindung abgebrochen; im Telefonbuch hatte ich den Namen gefunden und angerufen. Ich habe ein wenig Angst vor dieser Begegnung. Wie würden wir uns gegenüberstehen? Als junge Menschen hatten wir uns verstanden, doch dann waren unsere Lebenswege auseinandergegangen. - Alle Befürchtungen waren grundlos. Wir erkennen uns wieder. Als wir uns auf dem Kurtürsendamms treffen. Wir verstehen uns - trotz politischer Gegensätze - es liegt die gleiche Harmonie, das gleiche Übereinstimmen in den Grundeinstellungen zum Leben vor.

Eine Frage rüttelt mich auf: "Habt Ihr Bundesdeutschen und Berliner abgeschrieben?" Beispiele aus Urlaubswochen in Westdeutschland werden angeführt. Die Frau aus Westfalen, die im süddeutschen Ferienort mit den Schultern zuckte: "Was kümmert mich Berlin? Wenn ich abends nach Hause komme, bin ich müde, dann gehört mein Leben mir, dann will ich nichts von Mauer und Stacheldraht hören. Und jetzt im Urlaub erst recht nicht." Oder eine andere Familie in Tirol, die vom schicken Wagen, vom eigenen Haus und von den Reisen in die weite Welt schwärmte. Berlin? "Unmögliches Zustand, einmal muß es aufgegeben werden! Uns interessiert es nicht, wir sind weitab vom Schuß. Wozu dieser ewige Widerstand?" Diese Einstellungen sind so deprimierend, sagt meine Freundin. Ich frage weiter: "Noch Beispiele?" Das, nicht, aber die Allgemeinstimmung sei ablehnend. Ich widersprach, ich wußte es besser. "Berlin ist nicht abgeschrieben, nicht bei den politisch Denkenden und auch nicht bei dem Durchschnittsbürger. Auch er sieht in Berlin das großartige Beispiel, an dem er sich aufrichten kann, er sieht in dieser Stadt die Hauptstadt Deutschlands, deren Freiheit für ihn der Hoffungsstrahl auf die Wiedervereinigung ist." Ob ich überzeugen konnte, ob die Verbitterung nicht zu groß war? Ich glaube schon, etwas ausgleichend gewirkt zu haben.

* *
*

"Ich war in Ostberlin." Eine Mitfahrerin berichtet: es am Frühstückstisch. "Und?" "Ihr müßt alle hinübergehen, Ihr müßt selbst erleben, was es heißt, hinter Stacheldraht deheim sein zu müssen!" Sie erzählt von dem Übergang an der Heinrich-Heine-Strasse und von den wenigen Menschen, die ihr begegnet sind. Ihre Freundin und sie hatten nur wenig Geld gewechselt, es reichte vielleicht für eine Tasse Kaffee. Sie sprachen auf der Strasse eine ältere Dame an und sagten, daß sie Westdeutsche seien. Auf ihre Frage nach einer Gaststätte sah sich die Frau schon um, dann kam die schnelle Antwort, Sie sollten mit ihr gehen. In einem kleinen Kaffeehaus nahmen sie an einem Fischchen Platz. Die Unterhaltung wollte nicht in Gang kommen, die Ostberlinerin antwortete einsilbig, verstummte ganz, wenn Bedienung kam. Erst als am Nebentisch ein gut gekleideter Herr das Lokal verläßt, wird sie gesprächiger. "Wir trauen hier niemandem mehr, denn wir wissen ja nicht, ob man uns nicht anzeigt", entschuldigte sie sich. "Wegen Westkontakten", fügte sie hinzu. Doch dann kamen ihre Fragen: "Wie geht es fröhlich? Was kostet das Obst, das Gemüse? Was steht in den Zeitungen? Wird es zur Wiedervereinigung kommen? - Sie selbst habe ja ausreichend zu essen, mit 120 Mark Rente monatlich könne man ganz gut leben, sie zahle davon allerdings noch 30 Mark Miete. Angehörige habe sie nicht mehr, weder im Westen noch im Osten. Die westdeutschen Frauen wollten ihren Namen wissen, um ihr ein kleines Päckchen als Dank für den Nachmittag zu schicken. Die Frau lehnte ab. "Nein, Ihren Namen sage sie nicht, sie habe Angst, sie sei schon einmal abgeholt und sieben Stunden verhört worden, weil sie sich mit Westdeutschen unterhalten habe. Das wolle sie nicht noch einmal durchmachen. Es fehle ihr nichts, nur, Freiheit möchten wir haben", setzte sie noch leise hinzu.

* *
*

Besuch des Kinderheims in Schloß Glienicke, war für den nächsten Tag angesetzt. Der Bus hält, Strassensperren überall. "Brücke der Freiheit" lesen wir. Das also ist die Glienicker Brücke, jene Verbindung von Berlin nach Potsdam, die von den Deutschen nicht mehr benutzt werden darf. Wir steigen aus und gehen zu dem Kinderheim, das im Kava-

Liersflügel des Schlosses Glienicke untergebracht ist. 65 Kinder leben hier in unmittelbarer Nähe der Mauer. Einen Meter vom Krankenzimmerfenster entfernt verläuft die Grenze. Wir stehen schweigend davor und nehmen das Bild in uns auf. Eine Frau geht auf dem Weg, nur wenig von uns entfernt. Sie blickt nicht auf. Unsere Gespräche verstummen. Die Heimleiterin, die seit 1947 hier wohnt, sagt: "Das ist eine gute Bekannte von mir". "Seit zwei Jahren verkehren wir nur schriftlich miteinander. Sie darf nicht herüberschauen, wir dürfen uns nicht zuwinken und keinerlei Zeichen geben, sonst wird sie aus ihrem Hause ausgewiesen." Das überstieg unsere Vorstellungskraft. Wir sind erschüttert! Wo in der ganzen Welt gibt es das noch einmal, daß mitten im Frieden Menschen nicht miteinander sprechen dürfen, wenn sie sich so unmittelbar begegnen?

Der 13. August hatte für das Kinderheim tiefgreifende Veränderungen gebracht. Von einem Tag zum anderen blieben sechs Mitarbeiterinnen fort. Vorher schon hatten sie, obwohl sie nur 20 m von dem Kinderheim entfernt wohnen, bei jedem Wetter einen eineinhalbstündigen Weg mit der Fähre über die Havel und zurück über die Glienicker Brücke machen müssen, um zu ihrem Arbeitsplatz zu kommen. "Spüren die Kinder, daß hier eine Mauer ist, die jeden Weg versperrt?" Die Heimleiterin kann uns darauf keine Antwort geben. "Wir versuchen alles, um das Schwerk von den Kindern fernzuhalten. Ob es uns gelingt, wissen wir nicht".

Unser Besuch im Kinderheim Jägerhof, einem anderen Teil des Schlosses Glienicke, verwischt den trüben Eindruck wieder. Hier ist die Mauer trotz ihrer Höhe nicht zu sehen, hier leben die Kinder unbeschwert in einem großen Park.

* * *

Vor dem Schöneberger Rathaus. Wir sind aufgeregt, denn wir sollen vom Regierenden Bürgermeister Berlins, Willy Brandt, empfangen werden. Während wir noch warten, merken die Berliner, daß etwas los ist. "Hat Willy Brandt Geburtstag?". Sie fragen mit Hinweis auf den roten Rosenkranz, der unser Reiseleiter in der Hand hält. Wir schütteln die Köpfe, aber trotzdem füllt sich der Platz vor dem Rathaus mit Männern und Frauen. Da fährt Willy Brandt vor. Lächelnd steigt er aus, freundlich nicht er uns zu. Er fragt uns, wie uns Berlin gefalle, wie lange wir noch bleiben, und trägt uns auf, unsere Heimatstädte zu grüßen. Er kannte sie von seinen Wahlreisen her. Er schüttelt die Hände immer wieder. Diese Gelegenheit nehmen auch die Berliner wahr, sie drängen sich vorn. Trotz der Absperrung schaffen es einige Frauen. "Herr Bürgermeister, ich wünsche Ihnen einen schönen Urlaub!" - "So nah habe ich Sie noch nicht gesehen." - "Daß ich Ihnen die Hand geben darf!" - Alle Stimmen schwirren durcheinander.

* * *

Wir sprechen noch lange über unseren Besuch an der Mauer, diesem Werk des Wahnsinns, das Unmenschlichste, was man sich vorstellen kann! Viel haben wir in den paar Tagen gesehen, viel erlebt. Wir haben mit den Menschen Berlins gesprochen, mit Menschen, die an die Freiheit und die Wiedervereinigung glauben. Sie bringen den westlichen Regierungen uneingeschränktes Vertrauen entgegen, sie hoffen aber auch auf unser Verständnis für ihre Situation. Sie wollen nicht abgeschrieben sein.

+ + +